Das Walten der Vorsehung in Zügen a. d. Leben meiner Mutter. S. A. Ludwigsburg [ca. 1870]

Das Walten der Vorsehung

in Zügen
aus dem Leben meiner Mutter
von
Philipp Paulus.

Mit 8 Bildern.

Fünfte Auflage.

Ludwigsburg.
Im Selbstverlag des Verfassers.
Commission: A. Neubert'sche Buchhandlung
in Ludwigsburg.


Beate Paulus
geb. Hahn

Das

Walten der Vorsehung

in Zügen

aus dem Leben meiner Mutter

von

Philipp Paulus.

Mit acht Bildern.

Fünfte Auflage.

Ludwigsburg.
Im Selbstverlag des Verfassers.
Commission: A. Neubert'sche Buchhandlung in Ludwigsburg.

Druck der K. Hofbuchdruckerei von C. Greiner.

Vorwort.

Jede Familie hat auch ihre eigene Familien-Geschichte. Diese ist so zu sagen der Garten am Hause, dessen Blumen nur für die Bewohner des Hauses da sind und meistens allerdings für Andere wenig Werth haben. Doch wachsen in diesen Gärten je und je auch Blümlein, die Honig für Jedermann in sich tragen und daher zu Nutz und Frommen der Mitwelt und Nachwelt in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienen. Unter diesen stehen die Beispiele und Proben vom Walten einer höhern Hand über unsere Geschicke oben an. An solchen Beispielen und Proben war das Leben meiner Mutter besonders reich, und daher glaube ich Vielen einen Dienst zu erweisen, indem ich es unternehme, die auffallendsten und anziehendsten derselben in einen Blumenstrauß aus unsrem Garten zu vereinigen und zu veröffentlichen. Ich entschloß mich um so lieber dazu, da ich dadurch in den Stand gesetzt bin, den armen Leuten, die meine Kreuzerblätter verkaufen, einen weiteren Artikel zur Colportage in die Hand zu geben und ihnen so einen weitern Verdienst zuzuwenden.

Der Herausgeber.

Inhalt.

I.

Das wiedergeschenkte Leben.

---

1. Das Pfarrhaus in Ostelsheim.

Nicht leicht sind in einer Ehe zwei ungleichartigere Naturen beisammen zu finden, als dies bei meinen Eltern der Fall war. Unwillkürlich fallen mir, so oft ich an sie denke, Klopstock und Lessing ein. Diese Männer waren dazu berufen, mit einander Ein Werk auszuführen, — die deutsche Literatur zu reformiren und zu einer vorher kaum geahnten Höhe der Blüthe emporzuheben —, und waren doch in ihrer ganzen Lebensrichtung einander scheinbar geradezu entgegengesetzte Charaktere. Der eine war ein dem Höheren und Ueberweltlichen geweihter Geist, während der andere der Ausbildung und Veredlung des diesseitigen, weltlichen Lebens mit der ganzen Kraft seines reichen Geistes sich widmete. So war auch meine Mutter, — eine Tochter des als Theolog und Mechaniker gleich berühmten Pfarrers Hahn in Echterdingen und eine Enkeltochter des durch seine Originalität und praktische Weisheit nicht weniger bekannten Pfarrers Flattich in Münchingen —, im Gedanken an die Ewigkeit, im Umgang mit Gott und seinem Wort, in der Uebung der Liebe gegen alle Menschen so recht eigentlich in ihrem Elemente, während mein Vater, — der Sohn des angesehenen und durch feine Weltbildung ausgezeichneten Hauses des Hofraths Oberamtmanns Paulus in Schorndorf und der nächste Anverwandte und Gesinnungsgenosse des berühmten Lehrers und Vertreters

der rationalistischen Weltanschauung, des Professors Paulus in Heidelberg —, in der Aufmerksamkeit auf das, was in der Welt vorging, im Nachdenken über die Gegenstände unseres Wissens, im Genuß des gesellschaftlichen Lebens sich daheim und zu Hause fühlte. Allein trotz diesem großen durchgreifenden Unterschied waren doch beide in herzlicher Liebe mit einander verbunden, da meine Mutter ihn als den ihr von Gott gegebenen Mann ansah, und seine hervorragende geistige Begabung bei männlich schöner Gestalt sie einnahm, er aber durch ihre ungewöhnlich liebliche Erscheinung sich angezogen fühlte, und daher sehr liebevoll und zart mit ihr umging, auch ihre Frömmigkeit, wie sehr sie auch von der Art der seinigen abwich, doch als eine ächte Herzensgesinnung erkannte und schätzte. Eine solche wußte er ebenso auch an Andern immer und überall zu würdigen und hochzuachten, so wenig er sie zu der seinigen zu machen im Stande war. So erinnere ich mich aus der Zeit, wo er schon auf seiner dritten Stelle in Thalheim bei Tuttlingen war, daß einmal der Oberamtsrichter und der Helfer von Tuttlingen, die beide der pietistischen Richtung zugethan, aber sehr edle und würdige Männer waren, einen Besuch bei uns machten. Mein Vater stand am Fenster und sah sie von Ferne schon auf der Straße durchs Dorf dem Pfarrhaus zuwandern. Da rief er mich (ich war acht oder neun Jahr alt) vom Tisch, wo ich beschäftigt war, weg und sagte: „Philippe, komm daher und siehe! Da kannst du zwei Knechte Gottes sehen!“ Als sie dann da waren und im Verlauf des Gesprächs ihn fragten, ob er auch Pietisten in seiner Gemeinde habe, so antwortete er: „Gewiß und nicht wenig!“ „Wirklich?“, erwiderten sie erstaunt, „wie viel haben Sie denn?“ „Dreißig,“ entgegnete er. „Wie so?“ sagten sie, „das hätten wir nicht gedacht.“ „Ja,“ versetzte er in freundlichscherzendem Tone, „sehen Sie, meine Frau gilt für 24, und dann hat sie noch 6 Weiber, die sich an sie halten.“

So verbunden lebten meine Eltern schon über zehn Jahre in einer im Ganzen glücklichen Ehe, obgleich es an öfteren aus dem Unterschied der Grundrichtung des Lebens entsprungenen Uebungen und Reibungen nicht fehlte. Sie befanden sich jetzt in Ostelsheim bei Calw, wohin mein Vater von Kloster-Reichenbach bei Freudenstadt, seiner ersten Pfarrstelle, im Frühling 1811 versetzt wurde. Auch hier war mein Vater bei seiner Begabung und seiner Leutseligkeit und meine Mutter bei ihrer Liebe und Dienstfertigkeit gegen Jedermann bald beliebt, und sie fühlten sich daher auch im Pfarrhaus zu Ostelsheim nicht weniger wohl, als ehedem in dem zu Reichenbach.

---

2. Die Erkrankung.

Der Herbst des Jahres 1811 hatte begonnen und durch seinen ausgezeichneten Wein das ganze Land mit Freude und Jubel erfüllt. Da geschah es, daß meine Mutter eine kleine Wäsche hatte und in der Küche des Pfarrhauses mit der Magd an dem mit Wasser gefüllten Zuber stand. Auf einmal hörten beide einen plötzlichen rauschenden Schlag ins Wasser, wie wenn ein großer Stein hineingefallen wäre. Unwillkürlich sahen beide hinauf an die Decke, bemerkten aber nichts, woher das Gehörte gekommen sein konnte. „Was ist doch das und hat es wohl etwas zu bedeuten?" sprach zu sich selbst die Mama und — wusch weiter. Am andern Morgen fühlte sie sich unwohl und mußte sich zu Bette legen. Der Arzt, der aus dem benachbarten „Weil der Stadt" herbeigerufen wurde, fand die Krankheit schon im raschen Steigen begriffen und suchte ihrem Fortschritt durch Arzneimittel Einhalt zu thun, aber ohne Erfolg. Es zeigte sich, daß es ein Nervenfieber war. Als dieß der Papa hörte, erschrak er sehr und wurde äußerst unruhig und schickte noch Nachts um 9 Uhr einen Boten an seinen Bruder, Professor

Paulus, der damals als Arzt in Stuttgart praktizirte und in der Familie nur der Onkel Carl genannt wurde. Der Bote kam um 2 Uhr Morgens an. Der Onkel ließ sogleich anspannen und eilte auch ins Haus des Onkels Hahn, eines Bruders des Vaters der Mama, und nahm dessen Tochter mit, weil er meinte, es werde an Leuten zur Pflege fehlen. Das war auch so. Denn von den sechs Kindern, wovon das älteste 10 Jahre alt, war noch keines zu einem Dienst zu gebrauchen, sondern sie machten im Gegentheil selbst noch viel Geschäft. Sonst aber war außer der Großmama, die seit länger schon auf Besuch da war, Niemand im Hause und die Leute aus dem Dorfe, die zur Hilfe sich anboten, zeichneten sich mehr durch guten Willen als durch Geschick zur Krankenpflege aus. Der Onkel kam und fand die Krankheit höchst bedenklich. „Von hundert,“ meinte er, „möchte unter solchen Umständen kaum Eines davon kommen,“ und glaubte daher seinen Bruder auf den bevorstehenden Verlust seiner Gattin vorbereiten zu müssen. Diese Eröffnung war für ihn ein Blitz aus heiterem Himmel und schlug ihn so nieder, daß er sich fast nicht zu fassen vermochte. Auch im Dorfe rief die Kunde von der drohenden Gefahr eine allgemeine Bewegung hervor. Denn die Mama war in der kurzen Zeit ihres Hierseins bereits fast allen Familien bekannt geworden und vielen Seelen durch ihre herzliche Theilnahme in Zeiten der Trübsal und Noth so nahe gekommen, daß eine Anhänglichkeit und Liebe vorhanden war, die Niemand kannte, und die jetzt erst auf einmal in ganz überraschender Weise ans Licht sich stellte. Nur die Großmama blieb ruhig und gefaßt. Sie hatte ihren Mann in einem Alter von 50 Jahren verloren und dreien ihrer Kinder, einer Tochter von 12 Jahren, einem hoffnungsvollen Sohne von 17 Jahren und einem noch hoffnungsvolleren, nachdem er kaum seine Studien ruhmvoll vollendet hatte, ins Grab gesehen, und hatte da in der Schule des Leidens gelernt, in Gottes Rath sich zu ergeben und ihren Willen

dem höheren göttlichen Willen zum Opfer zu bringen, so nahe es auch ihrem liebenden Mutterherzen gehen mochte. In welch hohem Maße dies in der That auch hier der Fall war, erhellt aus einem Briefe, den sie an ihre Schwester, eine andere Tochter Flattichs, richtete, sobald der Sturm vorüber war. „Da erfuhr ich", schreibt sie, „das Wort: Christus ist dahin gegeben. O wie schwer ists, wenn man preisgegeben ist und nichts mehr kann als seufzen:

In der Trübsal Nacht
Nimm mich, Herr, in Acht."

---

3. Der Abschied.

Die Krankheit hatte acht Tage in voller Kraft gewüthet. Vergeblich wartete der Papa von einem Tag zum andern auf eine Krisis (Wendung), vergeblich kamen die unschuldigen Kinderlein ans Krankenbett und bedeckten die liebe Mama mit Liebkosungen und der kindlichen Bitte, bei ihnen zu bleiben. Sie wurde immer schwächer und schwächer und endlich so schwach, daß man alle Hoffnung schwinden lassen mußte. Man sah in der That den Tod mit raschen Schritten herannahen und die Großmama fing bereits an, das Leichentuch und was sonst von Nöthen schien, zu rüsten und vorzubereiten. Im Dorfe aber rief die Nachricht, daß die Frau Pfarrerin am Sterben sei, Alles auf die Beine. Alle wollten sie noch einmal sehen und strömten ins Pfarrhaus. Das Zimmer füllte sich allmälig ganz mit Leuten, denn Niemand wollte wieder gehen, sie wollten alle ihr Ende abwarten. Der Papa saß am Bett, mit einer Hand sein Angesicht verhüllend, mit der andern die Hand der Sterbenden haltend, versunken in stummen, unaussprechlichen Schmerz. Neben ihm standen die Kinder in gedrängter Schaar und streckten ringend und schluchzend ihre zarten Händlein nach der

geliebten Mama aus, als wollten sie sie halten und nicht sterben lassen. Es war ein ergreifender Anblick und Alles zerfloß in Thränen. Nur eine Seele war ruhig und weinte nicht und das war sie selbst. Sie hatte abgeschlossen und war fertig zum Sterben. Sie hatte nichts mehr in dieser Welt zu thun, als Abschied zu nehmen. Da richtet sie das brechende Auge noch einmal auf ihren geliebten Mann, zieht ihn mit zitternder Hand an ihr Herz und gibt ihm den letzten Kuß. Dann wendet sie sich zu den Kindern und winkt auch ihnen. Sie drängen sich schluchzend und weinend herzu und sie umarmt auch sie noch einmal zum Abschied. Endlich gibt sie auch den übrigen Leuten ein Zeichen. Sie kommen und empfangen auch noch eine Hand. Darauf öffnet sich noch einmal ihr Mund und sie spricht mit brechender Stimme: „Meine Stunde ist gekommen, ich bin am Ziel, aber ist es nicht der Mühe werth gewesen, um etlicher dreißig Jahre willen Millionen Jahre Seligkeit zu erlangen?" Dann schließt sie die Augen und sinkt in den letzten Kampf. Das war ein Augenblick, so ergreifend, so hehr und heilig, wie sie selten im Leben wieder kommen, und wer es noch nicht wußte, der konnte es hier lernen, was der Dichter fühlte, wenn er einem Sterbenden dort die Worte in den Mund legt:

Meine Arbeit geht zu Ende,
Der Sabbath bricht mir an,
Die am Kreuz durchgrab'nen Hände
Haben alles für mich gethan.

---

4. Der Nothruf.

Die Mama lag im Todeskampf und alle, die um ihr Sterbelager versammelt waren, hatten nur ein Gefühl, daß alle Hoffnung aus sei und Rettung nur durch ein Wunder dessen, der auch dem Tode gebieten kann, noch möglich wäre. In diesem Gefühle wendeten sich jetzt aller

Herzen gegen Oben und riefen in unaussprechlichen Seufzern sein Erbarmen an. Plötzlich erhebt sich der Papa, als erwachte er aus einem Traume, gibt den Kindern einen bedeutungsvollen Wink und verläßt mit ihnen die Trauerstätte. Mit fragenden Blicken stehen und sehens die Andern; er aber eilt mit seinen Kindern die Treppe hinauf und diese folgen ihm, wie Schäflein ihrem Hirten folgen, ohne zu wissen, wo's hingeht. Er geht dem Studirzimmer zu, öffnet rasch die Thür und läßt sie, dort angekommen, im Kreise herum niederknien. Dann kniet er selbst auch nieder in ihrer Mitte, nimmt sein Magisterkäppchen ab, faltet die Hände und betet: „Gott wolle in Gnaden über ihn und seine Kinder sich erbarmen und die geliebte Mutter ihnen lassen, er wisse wohl, daß ers nicht werth sei, aber Er möchte die armen Kindlein, die alle der Pflege und Leitung der Mutter noch gleich sehr bedürfen, in Gnaden ansehen und um ihretwillen seine Bitte erhören." Wir Kinder lagen auf unsern Knieen und hörten's, und ein heiliger Schauer ergriff unsre Seelen, als befänden wir uns im obern Heiligthum vor dem Throne des Ewiglebendigen. Als der Papa sich wieder erhob und wir seinem Beispiel folgten, war's uns zu Muth, wir wußten nicht wie? Das Weinen und Schluchzen hatte aufgehört und ein geheimnißvolles Warten, was jetzt kommen werde, war an die Stelle getreten. Darauf sah der Papa uns mit einem wunderbaren Blick der zärtlichsten Liebe an und sagte mit milder herzergreifender Stimme: „So, Kinder, kommt, jetzt wollen wir wieder zur Mama gehen." Hiermit schritt er wieder voran und wir folgten ihm nach, zum Studirzimmer hinaus, die Treppe hinab und wieder ins Zimmer hinein, wo die Andern, so wie wir sie kaum erst verlassen hatten, noch standen und uns mit großen Augen empfingen, als wollten sie uns fragen, ob wir Dem in die Karten gesehen, der über den Wolken seinen Sitz hat und die Wage, die über Leben und Tod entscheidet, in seiner allmächtigen Hand hält.

---

5. Die Rückkehr zum Leben.

Wir waren wieder im Zimmer und hatten unsere Plätze am Krankenbett wieder eingenommen. Aber Niemand vermag zu schildern, was in unser aller Herzen jetzt vorging. Eine Stille, wie die Stille der Ewigkeit trat ein. Keine Hand bewegte sich, kein Fuß regte sich, kein Schmerz verlautete mehr, selbst Aller Athem ging stille. Nur die Augen waren noch thätig, sie waren alle auf das erblaßte Angesicht der Mutter gerichtet, als gälte es, die Todte wieder lebendig zu sehen. Und wirklich! es dauerte nicht lange, da öffnet sie plötzlich das schon zum Tode geschlossene Auge wieder und fängt wieder an zu reden. Sie sagt mit kaum hörbarer Stimme: „Die Leute sollen nur fortgehen, ich sterbe nicht." Sie folgten und gingen in lautloser Stille. Sie aber erholte sich von Stund an zum Erstaunen der Aerzte, und erzählte nach kurzer Frist: „Ich stand schon an der Pforte der Ewigkeit und sah meine Brüder, die gekommen waren, mich abzuholen. Ich freute mich und fühlte auch die Freude meiner Brüder mit, daß ich jetzt wieder mit ihnen vereinigt werde, aber auf einmal kam mir der Gedanke: wenn mein Leben für meine Kinder noch etwas nützen könne, so solle es Gott mir erhalten, und unmittelbar darauf wußte ich gewiß, daß es Gott thun werde." Die Besserung schritt nun von Tag zu Tag vorwärts, doch nicht so rasch, als wir wünschten und hofften. Die ganze Krankheit dauerte, bis sie völlig wieder hergestellt war, nicht weniger als zwölf Wochen. Aber wir hatten genug, wir hatten doch unsere Mama wieder und fühlten im innersten Grund der Seele: „Gott hat sie uns wieder geschenkt." Was freilich Gott uns mit ihr wiedergegeben, das wußten wir damals noch nicht, das sollte erst die Zukunft enthüllen.

II.

Die verschonten Pfarräcker.

1. Die „Buben.“

Es ist in der ganzen Anlage der sittlichen Weltordnung begründet, daß der Mann im öffentlichen Leben und in seinem Amt oder Geschäft seinen Beruf sieht, das Weib aber die Haushaltung und Kindererziehung als ihren Wirkungskreis erkennt. Dieses Gesetz des sittlichen Lebens wird nicht in allen Ehen gleich streng eingehalten, ja es gibt bekanntlich auch solche, wo es geradezu umgekehrt ist, und wie man zu sagen pflegt, „der Mann kocht und das Weib amtet.“ In unserem Hause war dies nicht der Fall. Mein Vater bekümmerte sich um die Haushaltung und Kindererziehung gar nicht, sondern überließ dies ganz seiner Frau, so daß sie in Verbindung mit ihrer Mutter, wenn sie da war, den „Buben“, wie Alles im Hause und im Dorfe die Söhne nannte, sogar auch den ersten Unterricht in den alten Sprachen ertheilen mußte. Hierzu waren freilich Beide, Mutter und Großmutter, eher befähigt als andere Frauen. Denn diese, eine Tochter Flattichs, hatte bis zu ihrer Verheirathung den ganzen Unterricht seiner Zöglinge mitgemacht und war darin so weit gekommen, daß sie die Aufnahmsprüfung ins Stift zu Tübingen hätte bestehen können. Sagte doch Flattich selbst, als einer seiner Söhne diese Prüfung zu erstehen hatte: „Do han i do jezund, wenn meine Beate (unsre Großmutter) das Examen zu machen hätte, so hätte ich wegen ihrer Aufnahme

keine Sorge." Denselben Unterricht genoß aber auch meine Mutter, da sie noch als Kind ihren Vater verlor, und im Hause ihres Großvaters erzogen wurde. Auch sie besaß daher wohl die nöthigen Kenntnisse im Lateinischen, Griechischen ꝛc., allein da sie zugleich die ganze große Haushaltung mit zu besorgen hatte, so konnte sie den Unterricht äußerlich nicht immer in Gestalt einer wohlgeordneten Schule, sondern nur unter sochen Umständen geben, daß jeder Schulmann vom Fach darüber die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen hätte. So kam es z. B. oft vor, daß sie am Zuber stand und Windeln wusch, und wir Buben um sie herum standen und im Takte aufspringend und singend hersagten: „mensa, der Tisch, mensae, des Tisches." Zum Religionsunterricht kams den Tag über fast nie, den erhielten wir meistens Nachts im Bett. Da erzählte sie uns noch, bis wir einschliefen, die biblische Geschichte; das aber mit einer so anziehenden Anschaulichkeit, daß wir oft, wenn sie nicht gleich kam, mit Ungeduld auf sie warteten und von Zeit zu Zeit vom Bett ihr riefen: „Mama, erzählen, erzählen!" Gewöhnlich setzte sie sich hiebei zu uns aufs Bett, manchmal aber, wenn sie sehr müde war, legte sie sich auch zur Ruhe und erzählte dann vom Bett aus. Wollte sie dann aber einschlafen und aufhören, so ermunterten wir sie allemal wieder mit der Frage: „Und derno, Mama?" (und darnach Mama). So erzählte sie uns z. B. einmal vom Bett aus das Gespräch Jesu mit Nicodemus und wollte immer darüber einschlafen, so daß wir alle Augenblicke unser „Und derno?" anstimmen mußten. Endlich aber, als wieder unser „Und derno?" erscholl, hub sie zum Fortfahren sich aufraffend wieder an und sagte halb schlaftrunken: „Und derno hat der Heiland zu Nicodemus gesagt: Hätt'st auch bei Tag kommen können." Da merkten wir, daß unser Bemühen, sie wach zu erhalten, umsonst sei und ließen ihr Ruhe.

So trieb sie es lange. Später aber sah sie je länger je mehr ein, daß unser Lernen so nicht gedeihen könne und

daß wir, wenn wir etwas rechtes lernen sollen, in eine rechte Schule gebracht werden müssen. Der Papa aber, der nur auf seine beschränkten Umstände hinsah, wollte nichts hievon wissen. Er meinte, ein rechter Schuhmacher sei so gut daran, als ein armer Pfarrer, und wenn man das Geld nicht dazu habe, Pfarrer aus den Buben zu machen, so müsse man darauf verzichten und sie zu einem Handwerk bestimmen. Allein die Mama konnte mit dieser Logik sich nicht vereinigen, sondern entschloß sich zuletzt auch ohne seine Einwilligung im Vertrauen auf Gottes Hilfe und Beistand die Buben „hinauszuthun" und in guten Schulen unterzubringen. Dieß geschah, als mein Vater auf seiner dritten Stelle in Thalheim bei Tuttlingen war, und wir „Buben" anfingen, das eilfte und zwölfte Jahr zu überschreiten.

2. Die Pfarräcker.

Den Anfang machte die Mama mit den zwei ältesten Söhnen, die noch in Reichenbach geboren wurden und nachdem sie theils schon in Ostelsheim, theils und hauptsächlich in Thalheim auf besagte Weise unterrichtet worden waren, endlich so heranwuchsen, daß sie die Sache nicht mehr bemeistern konnte, da sie je länger je mehr auch von den andern nachwachsenden Buben in Anspruch genommen wurde. Hierbei kam ihr ein besonderer Umstand günstig entgegen. In Leonberg wirkte ein Lehrer an der lateinischen Schule, der der Sohn nicht sehr bemittelter Eltern in Reichenbach war und dem ihr Mann theils durch Unterricht, theils durch Empfehlung dazu geholfen hatte, eine wissenschaftliche Laufbahn zu machen: der als Oberstudienrath verstorbene Professor Klumpp. An diesen wendete sie sich und erhielt von ihm die Antwort, daß er mit Freuden thun wolle, was er könne, auch bereits ein sehr billiges und gutes Kosthaus für die Knaben aufgefunden habe, und daß sie sie daher nur ohne weiteres schicken solle. Sie besann sich nicht

lange und brachte sie selbst. Allein die Kosten, so gering sie waren, fielen ihr doch nicht so leicht. Denn vom Besoldungsgeld, das der Papa einnahm, erhielt sie keinen Kreuzer, und es blieb ihr daher kein Weg, als aus den Pfarräckern, deren Bau und Betrieb ihr überlassen war, das nöthige Geld zu erübrigen zu suchen. Ihr ganzes Dichten und Trachten ging daher darauf, die mit der Pfarrei verbundene Landwirthschaft möglichst einträglich zu machen und zugleich möglichst wenig aus ihr für die Haushaltung zu brauchen. Ersteres suchte sie dadurch zu erreichen, daß sie keine Taglöhner nahm, sondern mit ihren erwachsenen Töchtern selbst auf den Acker ging und mit ihnen allen Feldgeschäften sich unterzog; das zweite aber dadurch, daß sie nur für den Papa den Tisch, so wie er es von Haus aus gewohnt war, fortführte, sie selbst aber sammt den Kindern mit dem Gesinde aß: Morgens Suppe, Mittags Kraut und Spätzlen und Abends saure Milch und Kartoffeln. Nur Sonntags und höchstens einmal in der Woche kam Fleisch auf den Tisch.

So gelang es ihr, das Kostgeld immer wieder aufzubringen, wenn auch nicht immer auf die rechte Zeit. Nur wenn je und je Mißwachs oder sonst ein Unfall eine Störung des regelmäßigen Gangs der Dinge verursachte, ging die Noth an und war guter Rath theuer.

3. Das Hagelwetter.

Es war vor der Ernte, die Aecker standen voll Aehren und die Mama rechnete schon, was sie eintragen würden und fand, daß der Ertrag diesmal gut ausreichen müsse, um alle rückständigen Kostgelder wieder ausgleichen zu können. Dies im Herzen froh bewegend steht sie eines Tags am Fenster und wird auf einmal schwarze Wolken mit weißem Anflug am Himmel gewahr. Das sind Hagelwolken, ist ihr erster Gedanke. Hastig öffnet sie das Fen-



ster, um sie besser zu sehen und erblickt am westlichen Horizont ein furchtbares wild aussehendes Wolkenmeer, das im raschen Flug gegen das Dorf sich herwälzt. „Ach Gott“, ruft sie, „da kommt ein schreckliches Hagelwetter, was wird aus meinen Aeckern (den Pfarräckern) werden?“ Indessen rückt das Gewitter immer näher und näher, und endlich braust es in fürchterlichen Sturmeswehen über das Dorf hin und beginnt in einem Wolkenbruch von Schloßen sich zu entladen. Da kommt sie aus Kummer um ihre Aecker, die gegen Osten am andern Ende des Thals lagen, fast außer sich, hebt in der Noth die Hände ringend gen Himmel und ruft: „Lieber Vater im Himmel, was machst Du? Du weißt ja, wie nothwendig ich den Ertrag meiner Aecker für meine Kinder im Unterlande brauche! O halte ein und laß den Hagel mir meine Hoffnung nicht zerstören!“ Aber kaum waren diese Worte über ihre Lippen gekommen, so fährt sie zusammen, es ist ihr, als hörte sie eine Stimme ins Ohr ihr rufen: „Ist denn mein Arm zu kurz, auch auf andere Weise dir zu helfen?“ Bestürzt eilt sie vom Fenster hinweg und bittet Gott im Stillen, ihr ihre Verzagtheit zu gut halten zu wollen. Inzwischen geht das Gewitter vorüber und siehe! bald eilen verschiedene Leute des Dorfs ins Pfarrhaus und verkünden: „Das ganze Thal liege voll Schloßen bis hart an die Pfarräcker hin, diese aber seien völlig verschont. Das Hagelwetter sei nur bis dahin vorgedrungen und habe dann plötzlich eine andere Richtung ins nächste Thal hinein eingeschlagen. Das ganze Dorf wundere sich und sage, das habe Gott Niemand anders, als der Frau Pfarrerin zu Lieb gethan.“

Die Mama hörts mit stiller Beugung vor Gott und gelobt ihm aufs Neue, ihm zu vertrauen und auf ihn alle ihre Hoffnung zu setzen.

III.

Der Herr Lindenwirth.

1. Die Hiobspost.

Ein Astronom, sagt man, habe einmal auf einen bestimmten Tag gutes Wetter ausgerechnet und in seinem Kalender verzeichnet, und demgemäß Gäste in seinen Garten vor dem Thore auf diesen Tag eingeladen. Als es nun aber anfing zu regnen, und die Gäste sagten, er habe ja gutes Wetter angesagt, so gab er zur Antwort: „Ich mache den Kalender, unser Herrgott aber das Wetter.“ Diese Abweichung der Wege der Vorsehung von unserer Berechnung ist eine Erfahrung, von der fast Jedermann etwas zu sagen weiß. Das zeigt das Sprüchwort: „Niemand steigt in Gottes Canzlei.“ Manchmal aber ist diese Abweichung so groß und so überraschend, daß sie geradezu an das Wunderbare grenzt.

Von den sechs Buben, von denen drei noch in Reichenbach, einer in Ostelsheim, und zwei in Thalheim geboren wurden, waren allmälig fünf in verschiedenen Schulen des Unterlandes untergebracht, und zwar die zwei ältesten, die zuerst in Leonberg waren, mit sammt dem dritten jetzt in Güglingen, der vierte in Stuttgart und der fünfte in Nürtingen. Allein, wollte der Ertrag der Landwirthschaft schon Anfangs kaum zur Bestreitung der Kosten für Zwei hinreichen, so kam natürlich die Mama jetzt immer mehr ins Gedränge, wo es galt, fünf in Kost und Unterricht zu unterhalten. So geschah es, daß sie zuletzt

überall im Rest blieb, und die betreffenden Kostherren anfingen, unruhig zu werden und darauf zu dringen, daß die geringe Pension, zu welcher sie aus besonderer Rücksicht die Buben aufgenommen, bezahlt werden möchte. War es aber der Mama an sich schon ein schwerer Druck, ihren Verbindlichkeiten nicht nachkommen zu können, so wurde ihr dieser Zustand fast unerträglich, da der Papa ihr dabei immer auch noch Vorwüfe machte und sagte: „Da siehst Du's, ich habe es Dir ja gleich Anfangs gesagt, daß die Sache bei unsern Umständen unmöglich durchzuführen sei. Aber Du hast eben fortgemacht, und ins Blaue hinein einen nach dem andern hinausgethan und bringst nun zuletzt auch mich in Spott und Schande mit Deinem Eigensinn." Doch die Mama bestand darauf: „Gott lasse sie nicht stecken, Er werde schon helfen." Das wollte dem Papa allerdings nicht einleuchten, doch ergab er sich schließlich allemal wieder und sagte nur: „Nun ja, wir wollen sehen, tempus docebit (die Zeit wirds lehren).

So stands, als er eines Tages allein im Zimmer und in Gedanken versunken auf seinem Kanapee saß. Da klopft's an die Thüre Er ruft: „Herein!" Der Amtsbote, der wöchentlich nur zweimal in die Oberamtsstadt ging, um die Postsachen zu holen, tritt ein und übergiebt drei Briefe, von Nürtingen, Güglingen und Stuttgart. Alle hatten den gleichen Inhalt, daß, wenn das Kostgeld nicht binnen kürzester Frist entrichtet werde, die Kinder nach Hause zurückgeschickt werden müßten. Der Papa liest's mit sichtlicher Bewegung, und breitet alsdann die Briefe auf dem Tisch aus und wartet, bis die Mama kommt. Kaum ist sie ins Zimmer getreten, so ruft er sie her und sagt: „So Mama, da lies und zahl jetzt mit Deinem Glauben. Ich habe kein Geld und weiß auch nicht, woher welches zu bekommen." Die Mama ergreift die Briefe und liest, und wird immer ernster. Auf einmal antwortet sie in festem Tone: „Ja, es ist recht, die Sache wird in Ordnung kommen. Dem, der gesagt: Mein

ist beides, Silber und Gold, ists ein Leichtes, diese Kostgelder herzuschaffen.“ Sagts und geht rasch zur Thür hinaus.

---

2. Die Fallthür auf der Bühne.

Die Mama ist draußen, und der Papa denkt nichts anderes, als sie werde zu einem gewissen reichen Manne, der zugleich Gevattermann war, ihre Zuflucht nehmen. An den hatte sie sich schon oft in der Noth gewendet und er ließ sie nie leer gehen. Allein die Mama wendete diesmal ihre Schritte anderswo hin, sie ging auf die Bühne, und zwar auf den obersten Raum derselben, den sogenannten Dachlauf, der durch eine Fallthür von der unteren Bühne abgeschlossen werden konnte. Dort angekommen, läßt sie die Fallthür herunter und streckt sich auf derselben aus und beginnt nun mit dem zu verhandeln, mit dem sie das Werk der Erziehung der Kinder angefangen. Sie hielt ihm die Briefe auf dem Tisch und das fast an Hohn grenzende Wort ihres Mannes vor, erinnerte ihn an das ihr in Ostelsheim zum Wohl der Kinder wiedergeschenkte Leben und besteht dann darauf, „er dürfe sie diesmal nicht stecken lassen. Das zweite, das er stecken lasse, wolle sie sein, aber nicht das erste ꝛc.“ Indessen war der Papa unten im Zimmer und wartete. Allein es wurde Nacht und sie kam nicht. Das Nachtessen wurde aufgetragen und sie war immer noch auf der Bühne. Da schickt er die älteste Tochter, Beate, hinauf und läßt ihr sagen: „Das Essen stehe auf dem Tisch sie möchte kommen.“ Sie gibt zur Antwort: „Eßt Ihr nur, für mich ists nicht Zeit zu essen.“ Nun ißt er mit den Kindern und wartet wieder bis zum Bettgehen. Da schickt er Beate zum zweiten Mal hinauf, sie zum Bettgehen zu holen. Allein sie antwortet: „Geht Ihr ins Bett, für mich ists noch nicht Zeit zu ruhen.“ Am andern Morgen kommts Frühstück auf den Tisch, und der Papa schickt zum dritten Mal die Beate fort, die



Mama zum Frühstück zu rufen. Allein sie entgegnet: „Ich brauche kein Frühstück, laßt mich in Ruhe, wenns Zeit ist, werde ich schon kommen.“ So blieb sie den Abend, die Nacht und den Morgen auf ihrer Fallthüre liegen, und der Papa mit den Kindern fing an, unruhig zu werden und in Noth zu kommen. Doch wagte er nicht, sie weiter zu stören. Auf einmal öffnet sich die Thür und die Mama tritt wieder herein mit einem Antlitz voll Ruhe und Frieden, wie verklärt, daß die Beate, die so oft vergeblich sie hatte rufen müssen, nicht umhin konnte, zu denken, es müsse etwas Außerordentliches geschehen sein. In diesem Sinn eilt sie mit offenen Armen auf sie zu und ruft: „O Mama, was ists? Hat ein Engel vom Himmel Dir Geld gebracht?“ „Das nicht, mein Kind,“ antwortete sie freundlich lächelnd, „aber ich weiß, es wird kommen.“

---

3. Die Botschaft aus der Linde.

Kaum hatte die Mama ausgesprochen, so klopft es an und eine Magd in Hippe und rothen Strümpfen, der weiblichen Tracht in dieser Gegend, tritt ein und sagt: „Guten Morgen, Frau Pfarrerin, der Herr Lindenwirth schickt mich und läßt die Frau Pfarrerin bitten, zu ihm in die Linde hinauszukommen.“ „Schon recht,“ antwortet die Mama, „ich weiß schon, was er will, einen schönen Gruß, und ich werde sogleich kommen.“ Die Magd geht wieder, die Mama kleidet sich an und macht sich auf den Weg. Der Herr Lindenwirth aber, wo er sie vom Fenster aus sieht, geht ihr entgegen, reicht ihr die Hand und sagt: „So Frau Pfarrerin, das ist mir recht, daß Sie kommen.“ Er führt sie in ein Nebenzimmer und erzählt ihr: „Ich weiß nicht, was das ist, ich habe diese ganze Nacht wegen Ihnen nicht schlafen können. Ich habe schon länger im Kasten da etliche hundert Gulden liegen, und da trieb es mich nun die ganze Nacht um, ich solle Ihnen dieses Geld

geben, Sie haben es nöthig. Wenns nun so ist, so können Sie's haben. Wegen der Heimbezahlung brauchen Sie sich nicht zu bekümmern. Können Sie's wieder machen, so ists recht, wenn nicht, so ists auch recht." Die Mama antwortete ihm: „Ja, freilich kann ichs gebrauchen, Herr Lindenwirth. Ich habe diese ganze Nacht auch nicht geschlafen, sondern Gott angerufen, mir zu helfen. Es kamen gestern drei Briefe von Stuttgart, Nürtingen und Güglingen, die Kinder müßten wieder nach Hause zurückgeschickt werden, wenn ihr Kostgeld nicht sogleich bereinigt werde." „So, so!" erwiderte der Herr Lindenwirth, ein edler und geistvoller Mann, „das ist doch seltsam und wunderbar. Jetzt bin ich doppelt froh, daß ichs gethan und Sie zu mir gebeten habe." Damit öffnet er fröhlich den Kasten, holt drei gewichtige Rollen heraus und übergibt sie ihr mit dem Wunsche, Gott wolle seinen Segen darauf legen. Sie nimmts und antwortet: „Und Sie, Herr Lindenwirth, wolle Gott auch dafür segnen, daß Sie theilnehmend an mich gedacht. Sie sind diesmal der Zahlmeister dessen gewesen, der auch einen Becher kalten Wassers nicht unbelohnt zu lassen verheißen hat." Hiermit geht sie und kommt wieder heim. Da warten gespannt der Papa und die Kinder, und die Briefe liegen noch offen auf dem Tisch; die Mama aber, die gestern so bewegt von diesem Tisch hinweggegangen war, tritt jetzt freudestrahlend wieder zu ihm hinzu, legt auf jeden eine der Rollen und sagt: „So, da ist das Geld und glaubt, daß das Vertrauen auf Gott kein leerer Wahn ist."

IV.

Der König Wilhelm.

1. Der Besoldungsabtrag.

„Die Welt schaltet, Gott waltet!" ist ein altes Sprüchwort und hat in Tausenden von Beispielen sich schon bewährt, und meiner Mutter ganzes Leben ist nur ein fortlaufender Beleg dafür.

Schon gegen 10 Jahre war mein Vater in Thalheim und die fünf Söhne, die die Mama in Lehranstalten des Unterlands untergebracht hatte, waren mitten in ihren Studien und Kosten. Da brachte der Amtsbote eines Tags ein Rescript vom K. Consistorium, das nicht nur den Papa, sondern noch viel mehr die Mama in Schrecken und Kummer versetzte. Gleich bei der Ernennung nach Thalheim war ihm vom Consistorium die Auflage gemacht worden, von seiner Besoldung jährlich 120 fl. zur Aufbesserung geringerer Stellen abzutragen, weil der Behörde die Pfarrei Thalheim im Verhältniß zu seinem Alter zu gut erschien. Schon im ersten Jahr aber reichte mein Vater, noch ehe er den auferlegten Abtrag zum ersten Mal zu entrichten hatte, ein Gesuch ein, worin er unter Hinweisung auf die ungewöhnlich große Zahl seiner Kinder um gnädigsten Nachlaß einkam. Auf dieses Gesuch erhielt er aber keine Antwort, zugleich aber auch vom Cameralamt keine Mahnung, den Abtrag einzusenden, und so glaubte und dachte er je länger je mehr nicht anders, als daß sein Gesuch gewährt worden sei. Da brachte nach zehn Jahren auf einmal der Amtsbote das

besagte Rescript, worin mein Vater einen Verweis erhielt, daß er bis jetzt nichts abgetragen habe. Zugleich wurde ihm eröffnet, daß er von nun an die doppelte Summe, 240 fl., abzutragen habe, bis der in den zehn Jahren angesammelte Rest von 1200 fl. wieder gedeckt sei. Allein, anstatt jetzt das erste Ratum sofort einzusenden, benützte er einen kurz zuvor erfolgten Hagelschlag und bat wieder um Nachlaß. Auf dieses erneuerte Gesuch erhielt er die Antwort, daß ihm der Abtrag für dieses Jahr und zugleich von der ganzen Summe die Hälfte erlassen sei, aber nun um so gewisser der Entrichtung der noch übrigen 600 fl. im nächsten und übernächsten Jahre entgegengesehen werde. Hiemit war nun wohl der Papa und die Mama für dieses Jahr wieder getröstet. Allein, ehe man daran dachte, war's Jahr herum, und der Termin, wo nun von den 600 fl. die erste Hälfte bezahlt werden sollte, eilte mit schnellen Schritten heran und versetzte besonders die Mama, welche nicht absah, wie sie daneben auch für die Söhne das Nöthige noch erübrigen solle, in große Noth und Jammer, um so mehr, da ihr Mann, trotz aller ihrer Vorstellungen und Bitten, beharrlich sich weigerte, auch auf diesen Bescheid hin abermals ein Gesuch um Erlassung einzureichen.

---

2. Der Ausweg.

Der Termin rückte näher und näher und die Mama wurde täglich betrübter. Da kommt ein benachbarter badischer Geistlicher, ein Freund des Hauses, auf Besuch. Er war kaum da, so bemerkt er, daß die Mama ungewöhnlich gedrückt und bekümmert sei. Da erlaubt er sich, nach der Ursache ihres Kummers zu fragen. Sie erzählt ihm die Sache und ihren Verlauf und schüttet ihr ganzes Herz vor ihm aus. Dabei beschwert sie sich ganz besonders über ihren Mann, weil er so hart sei und durchaus

zu einem neuen Gesuch sich nicht mehr herbeilassen wolle. „Ja," antwortete er, „das begreife ich wohl, das kann er jetzt auch nicht mehr thun, nachdem das Consistorium auf sein letztes Gesuch so gnädig entschieden hat. Allein Sie können es jetzt und zwar rathe ich Ihnen, mit einer Bitte nicht wieder ans Consistorium, sondern direct an den König sich zu wenden. Der ist, wie längst bekannt, wirklich ein Landesvater im vollen Sinne des Worts und hat ein williges und offenes Ohr für alle Bedrängten. Warten Sie, ich will Ihnen gleich die Bittschrift aufsetzen; die schreiben Sie dann ab und schicken sie, ohne Ihrem Mann ein Wort davon zu sagen, ohne Verzug an Seine Majestät." Gesagt, gethan. Er setzt sich nieder und schreibt, und nimmt alles, was ein Herz zu rühren im Stande ist, zusammen und übergibt ihr die Schrift. Sie aber schreibts ab und schickt die Eingabe an die Kindsfrau des Kronprinzen Karl, eine ihr innigst befreundete und von Jugend auf bekannte Base. Sie setzt ihr in ihrem Begleitschreiben ihre ganze Lage auseinander und ersucht sie, die Bittschrift womöglich mit einem empfehlenden Wort zu überreichen.

---

3. Der Postillon.

Zu der Zeit, wo die Mama ihr Gnadengesuch an ihre Base im Schloß absandte, lag der Kronprinz Karl krank darnieder und gerade fing sein Zustand an, einen drohenden Charakter anzunehmen, so daß die Base nicht wußte, was sie thun solle, und ob es nicht besser wäre, noch zu warten. Doch behielt sie die Bittschrift bei sich, um sie im gelegenen Augenblick zur Hand zu haben. So ist sie wieder einmal beim Prinzen, seiner zu pflegen. Da kommt der König mit der Königin, nach ihm zu sehen. Matt und krank liegt der Kronprinz in seinem Bettchen und streckt, wo er den geliebten Vater sieht, die Händlein nach ihm aus. Der Vater ergreift zärtlich seine Hand und

schließt dann den geliebten Sohn in seine liebenden Vaterarme. Inzwischen überreicht die Base der Königin die bereitgehaltene Bittschrift. Die Königin blickt hinein, liest, wird bewegt und reicht sie auch dem Könige dar. Er nimmt sie, wirft auch einen Blick hinein, liest sie auch durch, nimmt seinen Bleistift heraus und schreibt darauf: „Ich übernehme die ganze Schuld auf meine Privatkasse.“ Zugleich bemerkt er dazu, es solle dies unverzüglich der Frau Pfarrerin in Thalheim eröffnet und die Botschaft von Tuttlingen aus sogleich per Expressen ihr zugesandt werden. Es war Nacht, als die Depesche in Tuttlingen ankam. Allein der königlichen Weisung gemäß mußte sofort ein Postillon satteln und Thalheim zueilen. Der Morgen war noch nicht angebrochen, als er ins Dorf kam. Da nimmt er sein Posthorn hervor und bläst durchs ganze Dorf so hell und so munter, daß Alles erwacht und zum Fenster heraussieht und fragt, was es gebe. Endlich hält er am Pfarrhaus. Die Mama ist schon auf und eilt herab, zu fragen, was er bringe. Da überreicht er ihr seine Botschaft. Sie eilt ins Haus, öffnet sie rasch und vernimmt die beglückende Antwort des Königs auf ihr Gesuch, da faltet sie die Hände und ruft unter Freudenthränen aus: „Fürwahr, du bist ein verborgener Gott. Bald muß ein Bierwirth dein Zahlmeister sein, bald ein König von Gottes Gnaden. O lohne dem König diese Wohlthat an mir und segne ihn an Leib und Seele, in Zeit und Ewigkeit dafür, du König aller Könige. Amen.“



V.

Ein Griff aus den Wolken.

Die Situation.

Wenn das Schiff in die See sticht und den ganzen Ozean mit all seinen Klippen und Stürmen noch vor sich hat, ists anders, als wenn der größte und längste Weg schon hinter ihm liegt, und das andere Ufer anfängt, in Sicht zu kommen. So wars im Pfarrhaus in Thalheim zehn Jahre nach dem Beginn des kühnen Werks der wissenschaftlichen Ausbildung der Söhne. Nur Einer, ein noch unmündiger Knabe, war noch zu Hause. Von den älteren aber waren zwei jetzt in Tübingen auf der Universität und man konnte von ihnen sagen: „Seis noch um ein Paar Jahre, so ists bei ihnen gewonnen, so sind sie versorgt." Ja, bei einem, dem zweitältesten Sohne, der sich der Pharmacie widmete, wars bereits so weit. Er war jetzt Gehülfe und verdiente schon so viel, daß er vom Ersparten etwas zur Bestreitung der Kosten für die andern Geschwister beitragen konnte. Daher fing jetzt auch der Papa an, mit der Sache sich zu versöhnen, und liebte es, in den Vakanzen mit seinen Söhnen im Dorf und bei den benachbarten Pfarrern sich zu zeigen. Wilhelm, dem man seinen Fleiß im Laboratorium und am Receptirtisch an den Händen ansah, mußte, wenn er mit ihm da oder dort einen Besuch machte, jedesmal seine „Schaffhände", wie er sie nannte, sehen lassen. Philipp mußte, so oft er kam, predigen, Kinderlehre halten, administriren, und Fritz, der Medicin studirte, mußte

Kranke besuchen und Recepte verschreiben. Das alles sah er mit so viel Wohlgefallen, daß er die „Buben“ überall mit sich nahm und rechts und links von sich sitzen ließ. Ja, nicht der Papa allein, nein das ganze Dorf nahm Theil und freute sich, wenn die „Buben“ wieder in die Vakanz kamen. Denn da Jedermann wußte, daß der Herr Pfarrer außer seiner Besoldung nichts habe, so war ihr Studium auch in Thalheim wie überall sonst Jedermann ein Räthsel. Sagte doch selbst ein theilnehmender Professor der Universität einmal zu mir: „Ich kann nicht begreifen, wie das möglich ist, die Gebrüder Paulus studiren alle ohne Geld?“ „Ja wohl“, antwortete ich, „aber das macht, daß unsere Mama, die uns studiren läßt, den zum Helfer und Beistand hat, der zu allen Kassen auf Erden den Hauptschlüssel führt.“

---

2. Der Todesfall.

So stand die Sache, als plötzlich ein unverhoffter Griff aus den Wolken, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, alles veränderte. Schon viele Proben hatte die Mama bestanden, aber die schwerste wartete noch auf sie. Schon längere Zeit sprach der Papa je und je vom Sterben. Er war durch die gemachten Erfahrungen und sonstige Erlebnisse von seinem anfänglichen rationalistischen Standpunkt abgekommen und hatte einer positiven Ueberzeugung sein Herz geöffnet, und jetzt drängte sich ihm die Ahnung von seiner nahe bevorstehenden Abberufung von dieser Welt je länger je mehr auf. Da geschah es, daß er auf einmal in einer solchen Stunde der Ahnung seine älteste Tochter zu sich rief und zu ihr sagte: „Liebe Beate, ich glaube, daß ich nicht lange mehr bei euch sein werde. Ich werde plötzlich auf dem Gang, am Tisch oder im Bett von der Hand des Todes ergriffen und hinweggerafft werden. Wenn dies nun geschieht und du mich in den letzten Zügen

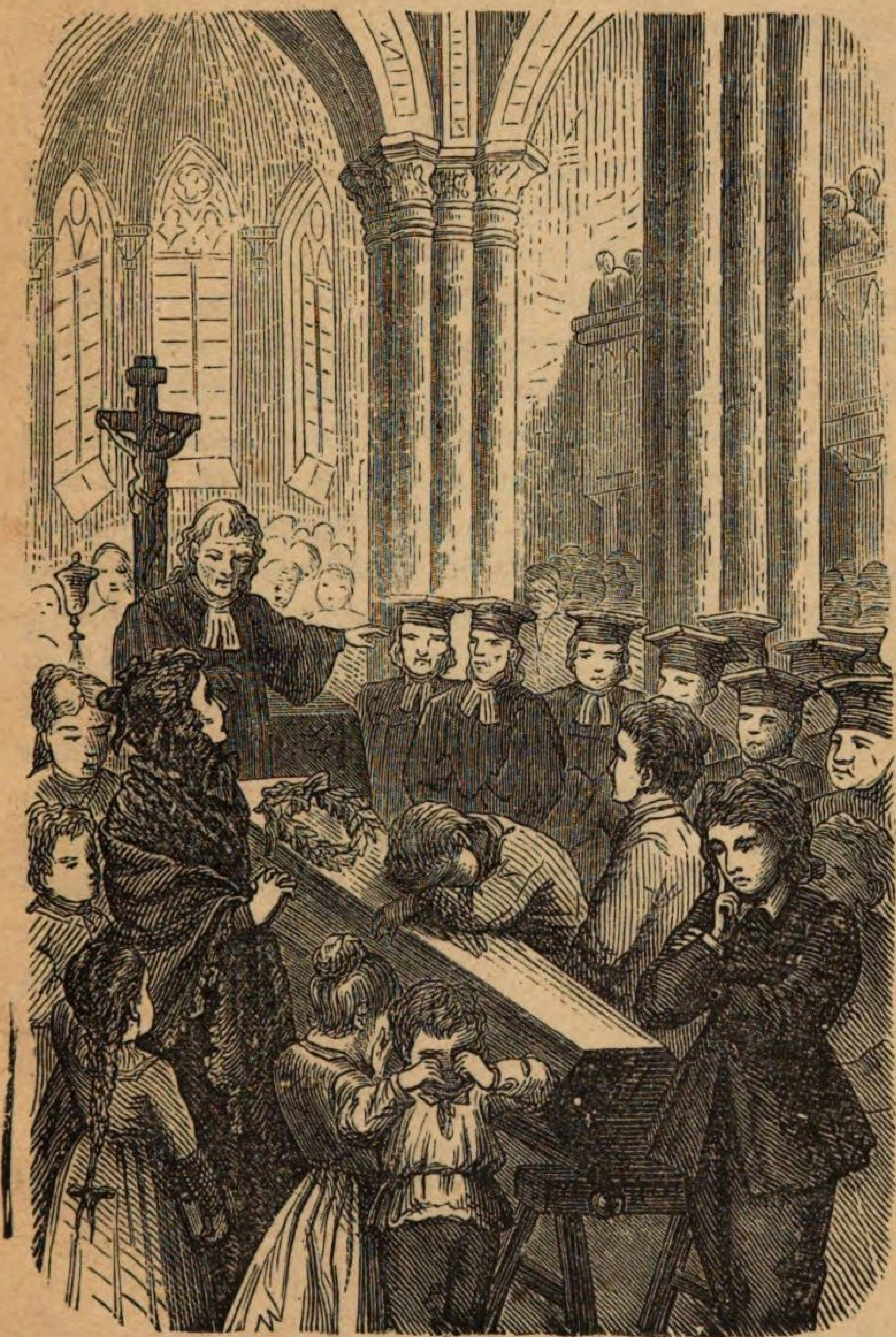
liegen siehst, so thu mir die Liebe, und rufe mir noch den Namen Jesu ins Ohr; mit diesem Namen in der Seele möchte ich den ernsten Gang durchs Todesthal machen.“ Im tiefsten Grunde ergriffen und erschüttert verspricht sie's, dachte aber nicht, daß der Zeitpunkt so nahe sei, da der Papa noch ganz gesund und rüstig war, und alles seinen gewöhnlichen Gang ging. Auf einmal wird der Papa krank, und sinkt gleich so dahin, daß alles im Haus in Angst und Schrecken versetzt wurde. Man schickt eiligst nach dem Arzt und schreibt den Kindern im Unterland. Der Arzt kommt und sieht, wie's steht, und gibt sogleich zu verstehen, daß keine Hoffnung mehr sei; und in der That, ehe ein Paar Tage vergingen, war er eine Leiche. Die Beate aber löste ihr Versprechen und rief ihm, während er mit dem Tode rang, den Namen Jesu noch ins Ohr; da richtete er noch einmal das schon brechende Auge auf sie, als wollte er ihr danken, und hauchte seinen Geist aus. Es ging so rasch, daß auch die nächsten Söhne in Tübingen, obwohl sie sogleich aufbrachen und die ganze Nacht durch reisten, ihn doch nicht mehr am Leben trafen. Morgens um drei Uhr, eine Stunde von Thalheim, vernahmen sie auf dem Wege von einem ihnen begegnenden Manne des Orts die niederschmetternde Kunde, er sei schon gestorben.

---

3. Der Sarg am Altar.

Der Tag der Beerdigung folgte dem Tag des Todes auf dem Fuß, und rief eine Menge von theilnehmenden Freunden und sämmtliche Geistliche des Bezirks nach Thalheim, um dem theuren Entschlafenen die letzte Ehre zu erweisen. Einer der letzteren aber, der besonders eng mit dem Pfarrhaus in Thalheim befreundet war, und namentlich der Mama in ihrem Werke der Erziehung der Söhne treulich mit Rath und That beistand, beschäftigte sich auf

dem ganzen Wege immer mit der Mama und der schweren Lage, in die sie durch den Tod ihres Gatten versetzt war. „Ach,“ sagte er zu seiner Frau und seinen Töchtern mitten im dunkeln Tannenwald, durch den der Weg sie führte, „mir ist so bange, die arme Frau Pfarrerin zu sehen. Dieser Todesfall zerstört das ganze Werk ihres Lebens wie mit einem Schlage. Welcher Jammer wird das für sie sein, so nahe am Ziel Alles wieder in Frage gestellt, ja vernichtet sehen zu müssen. Ich weiß nicht, ob ich den Anblick dieses Jammers ertragen werde.“ Unter solchen Reden kommen sie endlich ins Dorf, als gerade das Leichenbegängniß begann. An der Spitze standen die Träger mit dem Sarge, dann folgte die Wittwe mit ihren 6 Söhnen und 3 Töchtern. An sie reihten sich die Geistlichen an in ihrem Ornate, und den Schluß bildete die übrige Menge der Theilnehmenden. Der Zug bewegte sich zunächst in die Kirche, wo der Sarg am Altar niedergelassen wurde, und die leidtragende Familie auf der einen Seite und die Amtsgenossen auf der andern sich aufstellten, während die übrigen Räume der Kirche von der Bürgerschaft und sonstigen Gästen sich füllten. Hierauf hielt einer der Geistlichen eine ergreifende Rede und dann gings auf den Kirchhof, wo die Beerdigung in üblicher Weise vollzogen wurde. Während dieses ganzen Akts war das Auge des besagten Freundes immer auf die Mama gerichtet. Zu seinem Erstaunen aber fand er sie bei Weitem nicht so darniedergeschmettert, wie er es erwartet, und eilte daher nachher auf sie zu und sagte: „Aber liebe Frau Pfarrerin, was ist denn das? Ich fürchtete Sie ganz in Verzweiflung versunken sehen zu müssen, da dieser Todesfall die ganze Hoffnung Ihres Lebens zerstört, und Sie sind so ruhig, so gefaßt. Sagen Sie, wie soll ich das mir erklären?“ „Ja, lieber Herr Pfarrer,“ antwortete sie in himmlischer Ruhe, „ich war freilich der Verzweiflung nahe, als ich mit meinen 9 Kindern hinter dem Sarg herging, und vollends als ich mit ihnen am Altare stand und den Sarg ansah, in und mit



welchem alle menschliche Hoffnung mir begraben werden sollte. Da wars völlig Nacht in meiner Seele. Ich sah kein Sternlein mehr am Himmel und kein Weglein mehr vor mir auf Erden. Da richtete ich mein Auge empor zu dem, der bis hierher meine einzige Hilfe und Zuflucht war, und bat ihn, nur einen einzigen Strahl seines ewigen Lichts in mein umnachtetes Herz zu senden, damit ich nicht trostlos dastehen und in Verzagtheit versinken müßte. Plötzlich war es mir, als wenn eine Stimme ins Ohr mir riefe: „Sei ruhig und bekümmere dich nicht. Von nun an will Gott allein für dich und deine Kinder sorgen, wie bei Mose dort, den er hinwegnahm von der Erden, als das Volk Israel schon bis an die Grenze des Landes der Verheißung geführt war. Wie er dort allein vollends ohne Mittler das Volk ins Land Kanaan zu führen für gut fand, damit Jedermann sehe, daß Er es gethan, so will er es jetzt bei dir auch wieder thun.“ Kaum hatte ich das in meinem Innern vernommen, so wurde es mir leicht ums Herz und ich mußte antworten und sagen: „Ja, wenns so ist, so will ich zufrieden sein und auch diesen so dunkeln Weg mir wohlgefallen lassen. „Sehen Sie“, schloß sie, „das ists, lieber Herr Pfarrer, was mich tröstet und stark macht. Denn ich weiß, Er ist treu und hält, was Er verspricht.“

VI.

Die erste Vakanz in Münchingen.

1. Der Abzug von Thalheim.

„Der Ewiggetreue hat das Steuer deines Schiffleins in die Hand genommen und will es nun allein vollends zum Ziele führen.“ Das stand in der Seele der Mama fest, mit dieser Gewißheit im Herzen trat sie den Wittwenstand an; aber was für Lectionen und Proben dabei ihrer noch warteten, das wußte sie nicht.

Der Aufenthalt der Mama in Thalheim eilte mit raschen Schritten seinem Ende zu. Kaum hatte sie Zeit, Alles zu ordnen, was ihre Verhältnisse jetzt nöthig machten. Sie wendete sich wegen ihres künftigen Wohnsitzes an ihre Tante, die Wittwe des Pfarrers Flattich in Münchingen, des Sohnes des bekannten Flattichs. Diese bot ihr in ihrem Logis ein Stübchen und eine Kammer an. Bei ihren völlig mittellosen Umständen glaubte sie es annehmen zu müssen, obwohl es kaum möglich schien, mit vier Kindern auf so wenig Raum sich zu beschränken, und beschloß daher, von ihrem Hausrath alles zu verkaufen, was irgend entbehrlich erschien. Mit dem Erlös hoffte sie ihre Verbindlichkeiten in Thalheim, mit denen sie noch in Rückstand war, erfüllen und das nöthige Geld zum Umzug erübrigen zu können. Die Auction, die sie hielt, ertrug jedoch nicht soviel, als sie hoffte, auch forderte der Fuhrmann, der ihren Hausrath nach Münchingen führen sollte, mehr, als sie in Rechnung genommen hatte, so daß ihr von ihrem Baarvorrath kaum 36 Gulden übrig

bleiben konnten. Sie sah sich daher genöthigt, überall, wo's irgend möglich war, zu sparen und beschloß so unter anderem auch, den Weg bis Aldingen, wo man auf die Landstraße kam, etwa 3 Stunden zu Fuß mit ihren Kindern zu machen und dort erst zur Weiterreise eine Chaise zu nehmen. Die Nacht vor dem Abzug durchwachte sie mit theilnehmenden Freunden im Pfarrhaus, da der Wagen mit den Betten und dem übrigen Hausrath schon abgegangen war. Morgens um 3 Uhr sollte aufgebrochen werden. Allein schon um 2 Uhr begann es zu regnen und machte fort und fort, so daß sie nicht wußten, was anfangen. Endlich schlug es 3 Uhr und nun war es Zeit zu gehen, da die Chaise in Aldingen auf 6 Uhr bestellt war. Da rasselt auf einmal ein vierspänniger Wagen auf der Straße durchs Dorf und hält vor dem Pfarrhaus. Es war der Wagen eines Bauern, der am gleichen Morgen mit Frucht nach Zürich fahren wollte, aber, wo er sah, wie's regnet, sich entschloß, sein Geschäft auf einen andern Tag zu verschieben und seinen Wagen für heute der Frau Pfarrerin zur Verfügung zu stellen, „damit Niemand sagen könne, die Thalheimer hätten ihre Pfarrerin bei solchem Wetter zu Fuß aus Thalheim abziehen lassen."

---

2. Der Wittwensitz.

Die Mama kam wohlbehalten mit ihren Kindern nach Münchingen. In Degerloch holten sie glücklicherweise noch zur rechten Zeit den Fuhrmann mit dem Hausrath ein. Der hatte vergessen, wohin er zu fahren habe, und fragte auf der Straße alle Leute, ob sie nicht wüßten, wo er diesen Hausrath hinführen müsse. Die Einrichtung in ihrem neuen Wohnsitz war einfach. In einem Eck des Stübchens, das die Tante abtreten konnte, hatte ein Bett für die Mama und ihr jüngstes Kind Platz, im andern Eck Papa's altes Kanapee und ein Tisch, im dritten ein

Kasten; im vierten stand der Ofen. Für die drei Mädchen wurden Betten in der Kammer, die über dem Gang sich befand und keine Fenster hatte, so gut es ging, aufgestellt und zugerichtet. Kochen mußten sie in derselben Küche mit der Tante. Das war, was Einfachheit und Einschränkung heißt, das Nonplusultra, und doch fühlten die Mama und die Kinder sich bald wohl und heimisch in diesem auf's Aeußerste beschränkten Raum, da nicht nur die Tante, die mit ihnen im obern Stockwerk wohnte, sondern auch der Hausmann, der Besitzer des Hauses, im untern Stock, ja das ganze Dorf wetteiferte, der Enkeltochter und den Urenkeln des alten Flattichs Liebe und Anhänglichkeit zu zeigen, wie sie das auch früher schon, wenn wir Kinder auf Besuch nach Münchingen kamen, gethan hatten. Da schon thaten es die reichen Bauern nicht anders und gaben uns jedesmal beim Abschied Geschenke bis zu einem Kronenthaler und mehr noch auf den Weg, und Einzelne machten sich dazu noch die Freude, uns stundenweit zu begleiten und den Ranzen uns zu tragen. Ja schon fünf Jahre vorher, als ich ins niedere Kloster zu Maulbronn kam, gab eine reiche Bauernfrau, ohne daß ich etwas davon wußte, einem befreundeten Haus in Maulbronn den Auftrag, auf ihre Rechnung alle Tage mir einen Hafen Milch und Brod zum Vesper ins Kloster zu schicken, was mir und andern, die auch noch mitessen konnten, natürlich sehr wohl gefiel. So groß war nach 40 Jahren noch die Anhänglichkeit der ganzen Gemeinde an ihren alten Flattich, ja heute noch lacht jedem Münchinger das Herz, wenn er nur seinen Namen aussprechen hört.

3. Die Frau Professorin.

Die Mama hatte sich kaum mit ihren Kindern an die neuen Verhältnisse gewöhnt, als die Söhne von Tübingen, Stuttgart und Nürtingen Ferien bekamen und nach



Münchingen eilten, um ihre Vakanz nun dort zu halten. Das kleine Wittwenstübchen wollte kaum reichen, sie aufzunehmen. Allein die Freude, bei einander zu sein, überwog Alles und auch die fast unglaubliche Beschränktheit des Raumes war nicht im Stande, dieselbe zu stören oder zu trüben. Dagegen stellte sich bald eine andere Noth ein, über die wenigstens die Mama so leicht nicht hinwegkam. Von den 36 fl., welche die Mama von Thalheim als ihr Vermögen wegbrachte, war längst nichts mehr übrig. Als nun „die Buben" kamen, ging schnell auch der vorhandene Mundvorrath zusammen, und ehe man daran dachte, gebrach es an Allem, nicht nur an Geld, sondern auch am Nöthigsten, am Mehl, Brod, Schmalz, Eier &c., so daß eines Abends uns nichts mehr übrig blieb, als ungegessen zu Bett zu gehen. Das war für die Mama zuviel. „Ich soll meine Kinder bei mir in der Vakanz haben und ihnen nicht einmal zu essen geben können, daß sie ungegessen sich zu Bett legen müssen. Nein, das kann Gott nicht von mir verlangen." So hieß es in ihrem Innern. Da besinnt sie sich nicht lange, und wirft sich, anstatt zu Bett zu gehen, in ihrem Stübchen neben dem Ofen auf den Boden nieder, und ringt mit ihm, wie Jacob dort, die ganze Nacht. So lag sie, als wir am Morgen wieder ins Zimmer traten, noch da. Wir suchten sie aufzurichten und sagten: „Liebe Mama, stehe auf. Wir wollen frühstücken. Haben wir kein leibliches Brod, so haben wir doch das Brod, das vom Himmel gekommen ist, sein Wort. Um das wollen wir uns jetzt herumsetzen und es uns schmecken lassen." Allein es half nichts, sie blieb liegen, während wir uns niederließen, unsre Bibeln aufschlugen und lasen, sangen und beteten. Kaum aber hatten wir Amen gesagt, da klopft es an, und es tritt eine Dame ein in vornehmer Kleidung mit Hut und Schleier. Die wendet sich nach flüchtiger Begrüßung an unsere Schwester Beate, die sie etwas kannte, und bittet sie, mit ihr in ein Nebenzimmer zu gehn. Beate führt sie in die fensterlose

Kammer über dem Gang und sagt: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie hier herein führe, aber wir haben sonst kein Nebenzimmer.“ Da erzählt ihr die Dame, eine Professorswittwe von dem benachbarten Kornthal: „Ich weiß nicht, wie es mir diesen Morgen gegangen ist. Ich erwachte um 6 Uhr mit dem Gedanken: Stehe auf und nimm etwas aus deiner Kasse und bringe es der Frau Pfarrerin Paulus in Münchingen. Ich sträubte mich, weil ich nichts gehört hatte, daß sie einer Unterstützung bedürftig sei: allein der Gedanke drängte sich mir immer lebhafter auf und ließ mir zuletzt keine Ruhe, bis ich nachgab. So komme ich und bitte Sie, das von mir anzunehmen, obwohl ich nicht weiß, obs nöthig ist oder nicht.“ Mit Dank nahm Beate es an und erschien, nachdem die Dame sich verabschiedet hatte, mit ihrem Päckchen Geld in der Hand triumphirend wieder im Zimmer und rief der Mama zu: „Nun stehe auf, Mama, die Noth ist vorbei, Gott hat eine Professorin von Kornthal gesendet, dir das zu bringen.“

VII.

Der Hauszins.

---

1. Die Tante.

Die Seele ist bekanntlich etwas, wie ein Saiteninstrument mit den allerverschiedensten Saiten, mit ganz groben und derben, aber auch mit sehr feinen und zarten. Die letzteren finden sich besonders in weiblichen Gemüthern oft auf einer für Männer fast unerreichbaren Höhe der Ausbildung. Eine solche zarte Saite im Gemüth der Mama war unter Anderem die Erkenntlichkeit. Für jeden Dienst und jede Liebe, die ihr erwiesen wurde, fühlte sie sich zum innigsten Dank und zum Gegendienst verpflichtet, so daß sie, wenns irgendwie möglich war, wieder etwas zu thun, zum Aeußersten bereit war und keine Mühe und Anstrengung ihr zuviel war. So hatten wir, um ein Beispiel anzuführen, in Tuttlingen einen Vetter, einen Beamten. Als ich nun zur Zuspitzung zum Landesexamen in die Schule nach Tuttlingen gebracht werden sollte, und der Präceptor dort keinen Platz für mich hatte, so entschloß sich dieser Vetter, mich aufzunehmen, und nahm sich meiner nachher sehr liebevoll an. Dafür war die Mama ihm sehr dankbar und ließ nun, als er ihr sagte, „er wolle bei der Landstandswahl sich bewerben, sie solle in ihrem Kreise auch etwas für ihn thun", alle ihre Sachen liegen und ging im ganzen Bezirk von Ort zu Ort zu allen Schultheißen und Bürgermeistern und sprach mit ihnen und ließ nicht nach, bis sie ihr in die Hand hinein versprachen, ihn

wählen und für ihn wirken zu wollen. Und siehe! als der Wahltag kam, so ging der Name des Vetters als der Gewählte aus der Urne hervor, obwohl er eigentlich nirgends beliebt war. Diese Zartheit des Gefühls der Verpflichtung zeigte sich bei ihr besonders auch der Tante in Münchingen gegenüber. Diese hatte sich selbst im Raume beschränkt, um ihr noch ein Plätzchen einzuräumen, und erwies ihr auch sonst so viele Liebe, daß es ihr eines ihrer größten Anliegen war, den mäßigen Hauszins, den sie zu zahlen hatte, doch immer auf den Tag hin zu entrichten, um so mehr, da sie wußte, daß die Tante ihn wohl brauchen könne. Denn sie war nicht reich und hatte selbst nur so viel, um ohne fremde Hülfe durchkommen zu können.

---

2. Der Termin.

Es waren wieder Ferien und „die Buben" waren wieder da. Diesmal aber gebrach es zwar nicht am nöthigen Trost der Nahrung, wie in der ersten Vakanz in Münchingen, dagegen fiel in sie der Quatembertag oder der Termin zur Entrichtung des Hauszinses, und die Kasse der Mama war wie gewöhnlich sehr schwach bestellt. Auch war nirgends her Geld zu hoffen. Das machte die Mama, je näher der Termin heranrückte, um so besorgter und bekümmerter. Ja sie wurde zuletzt ganz traurig und betrübt und sprach oft davon, daß der Hauszins eben bezahlt werden sollte, weil sie wisse, daß die Tante ihn brauche. Endlich, als der Tag wirklich anbrach, und eben immer noch kein Geld zur Bereinigung des Hauszinses da war, — was thut sie? Sie ruft am Morgen uns Kinder zusammen und sagt:

„Ich kanns nicht ertragen, der lieben Tante heute den Hauszins nicht geben zu können, kommt, wir wollen Gott bitten, daß er ins Mittel trete." Wir hatten natürlich nichts dagegen zu sagen. Da faltet sie die Hände und

betet: „Treuer Heiland! Du weißt, daß heute der Tag ist, wo ich der Tante den Hauszins entrichten soll. Einst solltest Du auch den Zinsgroschen zahlen und da Du ihn nicht hattest, so mußte ein Fisch im Meer in seinem Munde Dir einen Stater bringen. Solltest Du von mir fordern, daß ich den Hauszins schuldig bleiben muß? Ich kanns nicht glauben. Du hast ja in dem großen Meer Deiner Schöpfung noch viele tausend Fische, die mir auch einen Stater bringen können. So bitte ich Dich, laß mich nicht stecken und hilf mir." Wir standen und hörtens und fühlten uns innerlich seltsam ergriffen, besonders wir Schüler der Universität, die den Kopf ganz voll hatten von den unabänderlichen Gesetzen der Natur, von der Unmöglichkeit einer Durchbrechung derselben, und andern ähnlichen Gedanken.

---

3. Der Herr Pfarrer im Kirchenrock.

„Gottes Uhr geht langsam, aber richtig", sagt das Sprüchwort. Das sollten wir heute erfahren. Man ging wieder auseinander; die Mama und die Schwestern gingen wieder an ihr häusliches Geschäft, wir „Buben" aber setzten uns zusammen und unterhielten uns mit traulichen Gesprächen, hatten dabei aber ein eigenes Gefühl im Innern. „Wir wollen doch sehen, hieß es in uns, ob etwas erfolgt auf dieses Gebet." Allein es wurde 9 Uhr und 10 Uhr und 11 Uhr, ohne daß irgend etwas Besonderes sich ereignete, und wir neigten uns schon zu dem Gedanken, es werde nichts geschehen. Da klopft es auf einmal, noch ehe der Mittag erschien, an. Wir rufen: „Herein!" und der Herr Pfarrer, ein Freund und Compromotionale unseres Vaters, der schon um des Vaters willen immer eine herzliche Theilnahme im Herzen gegen uns bewahrte, tritt im Kirchenrock ins Zimmer herein. Wir waren überrascht, er aber sagte nach kurzer Begrüßung: „Sie wun-

dern sich ohne Zweifel, mich im Kirchenrock kommen zu sehen, allein es hat hiermit eine eigene Bewandtniß. Im Augenblick, wo ich schon im Begriff, ja unterwegs war, in die Kirche zu gehen und die Betstunde zu halten, kam der Amtsbote von Leonberg und überbrachte mir ein Paket vom Herrn Dekan. Ich nahm es und erbrach es in der Sakristei, um zu sehen, was es enthalte. Es enthielt ein Schreiben, worin der Herr Dekan mir mittheilte, er habe aus einer Stiftung das mitfolgende Gratial für die Frau Pfarrerin Paulus empfangen und bitte mich, es ihr zuzustellen. Zugleich bemerkt er, er wisse nicht, durch wen die Frau Pfarrerin darum eingekommen sei. Durch seine Hand sei es seines Wissens nicht geschehen. Da ich mir nun," fuhr er fort, „denken konnte, welche große Freude das machen werde, so nahm ich mir gleich vor, direct von der Kirche aus es selbst zu überbringen, um diese Freude mit anzusehen." Inzwischen kam auch die Mama, die draußen beschäftigt war, in's Zimmer. Da wiederholt's der Herr Pfarrer und schließt mit der Frage: „Nun sagen Sie, Frau Pfarrerin, wie und durch wen sind Sie denn bei dieser Stiftung um ein Gratial eingekommen?" Die Mama nimmt dankend das Paket in Empfang und erwidert: Ein Gesuch habe ich allerdings eingereicht, aber weder beim Herrn Dekan noch bei irgend einem andern Menschen, wohl aber bei dem, der sein Geschäftskabinet über den Wolken aufgeschlagen hat." Da fühlte sich der Herr Pfarrer sichtlich ergriffen, uns aber traten die Thränen in die Augen und wir mußten uns alle gestehen, daß wir heute eine Lection bekommen, die mehr Werth habe, als hundert Vorlesungen auf der Universität.



VIII.

Das Mahl der Liebe.

1. Der Salon.

Die Zeit ging rasch vorüber. Von den ältesten Söhnen wurde der eine bald nach Vollendung seiner Studien in Folge ganz besonderer Leitung von Oben Arzt in Kornthal und nahm die Mama und die Schwestern zu sich. Nicht lange darnach übernahm der andere die Apotheke daselbst, während der dritte nach Vollendung seiner Studien eine Hofmeisterstelle in der Schweiz annahm. Da wird dem letzteren von Kornthal aus der Antrag gestellt, die Erziehungsanstalt für Knaben zu übernehmen. Man berieth die Sache im Schooß der Familie und beschloß, es zu thun, da auf diesem Wege Aussicht gegeben war, daß allmälig alle zu einem gemeinschaftlichen Werk sich vereinigen könnten und so miteinander etwas Rechtes zu leisten im Stande sein dürften. Der Mama leuchtete dieser Plan um so mehr ein, da sie von jeher besonders für die Jugend und ihre Erziehung sich interessirte, und außerdem so auch sie selbst und die Schwestern dabei mitwirken zu können Aussicht hatten. So wurde denn in Gottes Namen der Schritt gethan und bald, nachdem man ein halbes Jahr vergeblich auf Zöglinge gewartet, mehrte sich plötzlich die Zahl derselben so, daß das Gebäude, worin die Anstalt begonnen wurde, nicht mehr Raum genug hatte, und man an den Bau eines größeren denken mußte. Allein, als man wirklich zur Ausführung schreiten wollte, so

stieß die Sache auf fast unüberwindliche Hindernisse in den Verhältnissen Kornthals. Da erging auf einmal ohne all' unser Zuthun ein Ruf von Ludwigsburg aus an uns, auf den Salon zu kommen und da zu bauen. Wir besahen den Ort und folgten. In 3 Monaten war das Gebäude fertig. Am 2. August begann man zu bauen, und am 4. November zogen wir mit 80 Zöglingen ein, und ehe man daran dachte, stieg ihre Zahl auf 100 und noch mehr. Unter diesen aber bewegte sich die Mama mit besonderer Liebe und mütterlicher Sorgfalt. Fast alle Abende ging sie abwechslungsweise bald auf dieses, bald auf jenes Arbeitszimmer der Zöglinge, und spielte mit ihnen Dame, Wolf und Schaf oder sonst was, oder erzählte sie ihnen, wobei dann die Zöglinge von allen Seiten sich herbeidrängten. In der Mitte saß sie und eine Anzahl Knaben, gewöhnlich die kleinsten. Diejenigen aber, die sitzend sie nicht mehr sehen konnten, stellten sich auf Stühle und Tische rings herum, so daß man, wenn man ins Zimmer trat, zuerst nichts sah, als einen thurmartig aufsteigenden Knäuel von Buben und erst bei näherer Untersuchung in der Tiefe unten die Mama entdeckt werden konnte. Auch sonst auf dem Turn- und Tummelplatz war sie gern bei ihnen und war ihnen immer willkommen. Ja nicht selten machte sie auch allein, ohne einen Lehrer, mit 10 und 15 Knaben längere Fußreisen, und wer mit ihr durfte, schätzte sich glücklich, weil sie einen ungewöhnlich lebendigen Geist hatte und immer etwas Anregendes zu reden wußte. Alle nannten sie daher auch nur Mama, wie sie denn in Wahrheit auch in gesunden und kranken Tagen Allen eine treue, zärtliche Mama war.

---

2. Die Schneefestung.

So trieb's die Mama eine Reihe von Jahren. Da begab es sich, daß man in einem Winter, wo's besonders

viel Schnee gab, darauf kam, eine großartige Schneefestung zu bauen, um dann die Erstürmung derselben in Scene zu setzen. Der Tag der Erstürmung brach an, die Zöglinge wurden abgetheilt in Stürmende und Vertheidigende. Die ersteren sollten den Sieg errungen haben, sobald sie ihre Fahne auf dem in der Mitte stehenden, die ganze Festung beherrschenden Thurm aufgepflanzt haben würden. Die Mama, die auch dazu kam und an dem Spiel ein besonderes Interesse fand, stellte sich auf die Seite der Stürmenden, brachte ihnen Schneeballen und ermunterte sie, muthig und wacker vorzudringen und nicht zu ruhn, bis die Fahne auf dem Thurme flattere. „Seht," rief sie ihnen zu, „so ists auch sonst, jedes Menschenherz ist eine Festung, welche Feinde, allerlei niedere Triebe und Leidenschaften, in Besitz genommen haben, und da gilts auch, zu kämpfen und nicht zu ruhen, bis die Fahne eines bessern Sinnes auf dem Thurm in der Mitte flattert." Der Kampf dauerte lang und die Mama ermunterte unverdrossen die Stürmenden, und trug unermüdet Schneeballen herzu. Endlich gelingts, sie dringen ein und pflanzen triumphirend ihre Fahne auf. Ein lautes Siegesgeschrei erfüllt die Luft und wollte nicht enden. Allein die gute Mama war zu lange in der Kälte und im Schnee gestanden und trug eine Erkältung davon. Sie mußte früher als sonst sich zu Bett legen und am andern Morgen zeigte es sich, daß sie von einem catarrhalischen Fieber befallen war. Doch legte sie der Sache keine weitere Bedeutung bei und antwortete dem Arzt, der als zweiter Arzt zur Vorsorge aus der Stadt noch herbeigerufen wurde, auf die Frage, ob sie hoffe, bald wieder zu genesen, scherzend in lateinischer Sprache: „Spero, quod" (ich hoffe, daß). Uns Kindern aber sagte sie, als der Arzt weg war: „Es ist nur eine Prüfung für Euch. „Wenn ihr ernstlich betet und Gott vertrauet, werde ich bald wieder gesund sein."

3. Das Mahl der Liebe

Wir thaten, was wir konnten, aber die Krankheit machte fort, und erfüllte uns von Tag zu Tag mehr mit ernstlicher Sorge um ihr Leben. Auf einmal sagt sie in der vierten Nacht: „Ja Kinder, ihr müßt ernstlicher, viel ernstlicher beten. Kniet nieder und ruft gemeinschaftlich Gott um seine Hilfe an.“ Wir thaten es, und beteten laut, so gut wirs im Stande waren. Da ruft sie plötzlich: „Eure Sache ist nichts“, und erhob sofort selbst ihre zitternde Hand und betete: „Herr, Du weißt, daß ich mit Vielem, was ich auf den Knieen in der Ecke dort am Ofen angefangen habe, noch nicht fertig bin. Darum bitte ich Dich, Du wollest meine Lebenszeit noch um etwas verlängern. Du hast einst, als Dein Knecht Josua mit seinem begonnenen Werke noch nicht fertig war, auf seine Bitte hin, Sonne und Mond, diese großen Himmelskörper, stille stehen lassen, so ist es Dir ein Leichtes, diesen meinen kleinen Leibeskörper auf mein Gebet hin wieder gesund werden zu lassen, und mir noch Frist zu gewähren, bis ich auch fertig bin mit dem, was ich noch zu thun übrig habe.“ Kaum hatte sie also gebetet, so stellte sich ein sanfter, ruhiger Schlaf, auf den man bisher vergeblich gewartet hatte, bei ihr ein, und wir Kinder konnten nicht umhin, eine Wendung der Krankheit darin zu erkennen, und der Hoffnung uns hinzugeben, Gott habe ihre Bitte erhört. Allein nachdem sie mehrere Stunden geschlafen hatte, so erwachte sie am fünften Morgen mit den Worten: „Schon Herrlichkeit! Es ist anders gemeint, Kinder. Ich gehe heim. Kommt, wir wollen jetzt noch einmal das Mahl der Liebe mit einander feiern.“ Es geschah, und als es vorbei war, so gab sie einem nach dem andern mit unaussprechlicher Zärtlichkeit den letzten Mutterkuß und sank in den Todeskampf und hauchte langsam, aber in himmlischem Frieden ihren edlen Geist aus. Der Eindruck, den ihr Sterben in uns allen hinterließ, ist aus-



gedrückt in den bekannten Versen des majestätischen Lieds „Der Hirt am Kreuz gestorben“:

Sie gehn nicht als Verbrecher
  Zur Strafe vor den Rächer;
Sie gehn nur hin und liegen
  Wie Streiter nach den Siegen.
Ohn' Angst vor'm ew'gen Jammer
  Gehn sie in ihre Kammer,
Zur Ruh sich zu begeben
  Auf frohes Wiederleben.

Paulus, Philipp

Das Walten der Vorsehung in Zügen aus dem Leben meiner Mutter Mit 8 Bildern

Ludwigsburg [ca. 1870]